

Hauptsache irgendwie Dialekt?

Intendierter Dialekt in der Kontaktzone von Dialekt und Standardsprache

1. Ausgangslage

Die Diglossie hat zur Folge, dass in der deutschen Schweiz immer entweder Dialekt oder Standardsprache gesprochen wird. Es gibt keine fließenden Übergänge (ein so genanntes »Dialekt-Standard-Kontinuum«) zwischen den beiden Sprachformen, ebenso fehlt eine überregionale, aus dem Standard abgeleitete Umgangssprache (Ammon u. a. 2004, S. 40).

Die strikte Trennung von Dialekt und Standardsprache, die für Deutschschweiz geltend gemacht wird, schließt nicht aus, dass sich die beiden Varietäten gegenseitig beeinflussen. Bei nah verwandten Varietäten, die in einer Sprechergemeinschaft koexistieren und – wie im soziolinguistischen Arrangement einer »ausgebauten Diglossie«¹ – häufig gebraucht werden, sind Kontakterscheinungen nachgerade zu erwarten. Verschiedentlich sind einschlägige Fragestellungen Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen geworden (z. B. Hove 2002 und Christen u. a. 2010 über den Einfluss des Dialekts auf die Aussprache der Standardsprache; Oglesby 1991 über standardsprachliche Interferenzerscheinungen im Dialekt; Burger/Häcki Buhofer 1994 über den Einfluss des Dialekts auf den Erwerb der Standardsprache).

Bestimmte Sprachgebrauchsbereiche stehen nun im Verruf, quasi »Einfallstor« für standardsprachliche Kontakterscheinungen zu sein: Unter anderem den Massenmedien wird gerne die Rolle eines Sündenbocks zugewiesen, wenn es um (negativ bewertete) sprachliche Erscheinungsformen geht, die im nachfolgenden Zitat als »Mundart-Hochdeutsch-Gemisch« eingeklagt werden:

Allzu offensichtlich litt unter der quantitativen Ausweitung der Mundart ihre Qualität. Weiterum würde das Mundartsprechen zum Sprechen eines Mundartengemischs. Das Hochdeutsche, das zwar äußerlich zum Teil von der Mundart verdrängt worden war, tröpfelte kontinuierlich in die Mundarten hinein, entweder direkt mit Wörtern und Wendungen oder, indem es die Mundart nach hochdeutschem Muster umprägte. Wichtig scheint mir, dass nicht nur die oft angeprangerte

¹ Haas (2004, S. 96 ff.) setzt den Typ einer »ausgebauten Diglossie« an, den er als eine der Entwicklungsmöglichkeiten des »archaischen Typs« eines diglossischen Arrangements annimmt. Während beim »archaischen Typ« große Gruppen die Hochsprache nicht beherrschen, verwendet in einer »ausgebauten Diglossie«, die nur unter bestimmten sprachlichen und ideologischen Voraussetzungen zustande kommen kann, die ganze Gesellschaft Dialekt und Hochsprache.

Bevölkerungsmobilität oder die Massenmedien für das Mundartengemisch und für das Mundart-Hochdeutsch-Gemisch schuldig sind. Entscheidend ist das herrschende Bild der Mundart und der Sprache allgemein, das diese als Mittel zur Kommunikation sieht, gewissermaßen als Mittel zum Zweck, wobei der Zweck dann jede Erscheinungsform des Mittels heiligt.²

In den nachfolgenden Ausführungen werden aus dem Bereich der Massenmedien gesprochene dialektale Werbetexte in den Blick genommen, um sie auf ihre »Standardsprachlichkeit« hin zu besehen. Geht man davon aus, dass die (autochthonen und damit dialektkompetenten) Werbetexter dialektale Werbetexte intendieren, so dürfen diese Texte zumindest als »irgendwie Dialekt« gelten, der auch die Erwartungen des Zielpublikums an ein Mindestmaß an Authentizität bedient.³ Werbetexte werden damit zu einem Messinstrument dafür, was in der Deutschschweizer Sprechergemeinschaft als »möglicher Dialekt« produziert und rezipiert wird, und sie loten damit die strukturelle Reichweite des dialektalen Variantenspektrums aus. Sollten sich in diesen Texten standardsprachliche Größen identifizieren lassen, liegen sie insofern in einem Toleranzbereich, als sie die Zuweisung des Werbetextes zum Dialekt nicht beeinträchtigen; allenfalls mögen sie für problematische Erscheinungsformen gehalten werden, bei denen der Zweck die Mittel heiligt. Die oben verwendete Metapher des »Einfallstors« legt zwar nahe, dass nur schon das Vorkommen bestimmter Größen in den Werbetexten für deren nachhaltige Etablierung im Dialekt sorgt, es ist jedoch davon auszugehen, dass einzelne standardsprachliche Kontakterscheinungen auch bloß ephemere Phänomene sein können. Der hohe Grad der Vorbereitetheit von Werbetexten schließt jedoch sicherlich bloße Versprecher/Verschreiber aus.

Als Belegmaterial dient ein Korpus von Céline Gysi (unveröff.), das aus 124 verschiedenen Werbespots – ausgestrahlt im Januar 2011 – besteht.⁴ Deutschschweizer TV-Spots liefern eine reiche Datenbasis für gesprochenen Dialekt, kommt dieser in den letzten Jahren doch immer stärker zum Zuge. So treten beispielsweise die ausschließlich dialektalen Werbespots seit den 1980er Jahren auf Kosten der »gemischten« Spots (mit unterschiedlicher Sprachform für unter-

² http://hansruef.homelinux.net/documents/mundartpflege_gestern_und_heute_de.pdf.

³ Der Sachverhalt, dass in wissenschaftlichen Arbeiten, die sich (auch) mit dem Gebrauch von Dialekt und Standardsprache in der Werbung auseinandersetzen (Christen 1985; Hemmi 1994; Gysi unveröff.), die Zuteilung von Spots und Spotteilen zum Dialekt oder zur Standardsprache nicht problematisiert wird und neben den Kategorien »Dialekt« und »Standardsprache« eine Kategorie »nicht zu entscheiden, unklar« o.ä. fehlt, ist ein deutliches Indiz dafür, dass die Werbetexte klar oder zumindest ausreichend erkennen lassen, ob sie als Dialekt oder als Standard intendiert sind.

⁴ Das Korpus konstituiert sich aus sämtlichen 30 Werbeblöcken, die am 19. und 20. Januar 2011 am Fernsehen SF 1 und SF 2 ausgestrahlt wurden. Insgesamt handelt es sich um 127 unterschiedliche Werbespots, wovon 66 (53 %) in Standardsprache, 46 (37 %) in Dialekt, 10 (8 %) in Standardsprache und Dialekt, 2 (2 %) in Standardsprache und Englisch gesprochen sind. Für die vorliegenden Ausführungen wird das Material nicht exhaustiv ausgewertet, sondern dient als Belegquelle.

Ich danke Céline Gysi sehr herzlich dafür, dass sie mir ihr Korpus für die vorliegende Studie zur Verfügung gestellt hat.

schiedliche Spoteile) häufiger auf (Christen 1985; Hemmi 1994; Gysi unveröff.). Während vor wenigen Jahrzehnten Spots gerne nach dem Muster gestaltet wurden »Szenischer Teil in Dialekt, *off*-Kommentar in Standardsprache«, wird heute für die *off*-Stimmen häufig auch Dialekt gewählt – dies, wie sich zeigen wird, durchaus mit Konsequenzen für dessen materielle Erscheinungsform.

2. Standardsprache im Dialekt: Morphonologische und syntaktische Varianten

Man könnte den Einfluss der Standardsprache auf den Dialekt aus quasi ideologischer Warte dann geltend machen, wenn der Dialekt gewissen Dialektstereotypen – z. B. Dialekt als »einfache Sprache« des »einfachen Volkes« – nicht entspricht, und sich dabei in Bezug auf die Beurteilung der Syntax etwa an Weber (1987, S. 279) halten:

Die Mundart hat in Übereinstimmung mit der älteren Sprache eine einfache und lockere Satzfügung. Die Zusammengehörigkeit und das logische Verhältnis der Sätze werden häufig entweder gar nicht oder dann mit den einfachsten sprachlichen Mitteln ausgedrückt. Damit steht die Mundart im stärksten Gegensatz zur Schriftsprache, wo die Sätze in der Regel mittels einer großen Zahl fein abgestimmter satzeinleitender Wörter in einen auf den ersten Blick ersichtlichen, unzweideutigen und straffen Zusammenhang gebracht werden.

Freilich erweisen sich Orientierungen an derartigen Idealen als aussichtslose Vorhaben, weil man kaum Einigkeit darüber herstellen kann, an welchen Stellen ein Einfluss der Kontaktvarietät geltend gemacht werden kann. Als eher strukturorientierte Auffindungsprozedur soll im Folgenden in den Werbetexten nach Größen aus dem geschlossenen grammatischen Kernbereich gesucht werden, die erstens mit der standardsprachlichen Form übereinstimmen und für die zweitens gleichzeitig eine basisdialektale Alternative⁵ vorliegt, so dass der Annahme ihrer standardsprachlichen Provenienz eine gewisse Plausibilität zukommt; einige exemplarische Belege dienen dabei als Ausgangspunkt.

- (1) *S neue Omo mit de äggstra Wöschkraft vo Flückeentfeerner beseitigt au bsunders hartneckigi Flücke.*
»Das neue Omo mit der extra Wäschekraft [sic! vgl. Kommentar in Abschnitt 2] von Fleckenentfernern beseitigt auch besonders hartnäckige Flecken.«
- (2) *Volländ bitte de Satz: Ich ha e Schwächi für...?* »Vollende bitte den Satz: Ich habe eine Schwäche für...?«
- (3) *Gastrosan Schmelztablette zergaht ooni Wasser uf de Zunge.*
»Gastrosan Schmelztablette zergeht ohne Wasser auf der Zunge.«

⁵ Beliebige Strukturelemente, die aus einem Kontakt mit anderen Varietäten resultieren, können in einer Sprechergemeinschaft habituell und Teil der Norm werden. Wie es um den Konventionalisierungsgrad der hier besprochenen Beispiele genau bestellt ist, muss offen bleiben. Der Abgleich mit Grammatiken und Atlanten (Fischer 1989; Marti 1985; Suter 1976; Weber 1987; SDS 1962 ff.), welche den (idealen) Basisdialekt eines bestimmten historischen Zeitpunkts beschreiben, bleibt eine arbeitstechnisch bedingte Hilfskonstruktion.

- (4a) *S Omo hämmer vo waare Experte teschte laa.*
 ›Das Omo haben wir von wahren Experten testen lassen‹
- (4b) *Erfolg isch, wenn mer alles nomal genau gliich mache würd.*
 ›Erfolg ist, wenn man alles nochmals genau gleich machen würde.‹
- (4c) *Oni Plastikihänger, wo sich Bakterie aasammle chönd.*
 ›Ohne Plastikeinhänger, wo sich Bakterien ansammeln können.‹
- (4d) *Damit ich mis Läbe gnütse cha*
 ›Damit ich mein Leben geniessen kann.‹
- (5) *I de chalte Jaarezit juckt trochni Huut überall, bsunders schlimm a de Schiibe. De Grund: Eggstrem trochni Huutpartie chönd d Füchtigkei nümme halte, d Huutbarriere isch undicht. Linola Huutmilch mit wertvolle Linolsüüre hilft sofort das Leck i de Huutbarriere nach inne wider z schlütse. Erheltlich i Irere Apoteek oder Drogerii. Danke Lino.*
 ›In der kalten Jahreszeit juckt trockene Haut überall, besonders schlimm an den Schienbeinen. Der Grund: Extrem trockene Hautpartien können die Feuchtigkeit nicht mehr halten, die Hautbarriere ist undicht. Linola Hautmilch mit wertvollen Linolsäuren hilft sofort, dieses Leck in der Hautbarriere nach innen wieder zu schliessen. Erhältlich in Ihrer Apotheke oder Drogerie. Danke, Lino.‹
- (6) *Wäret em Sonderverkauf gits bi Visilab füzg Prozünt Rabatt ufene Uuswaal a Markebrülle.*
 ›Während des Sonderverkaufs gibt es bei Visilab fünfzig Prozent Rabatt auf eine Auswahl an Markenbrillen‹

2.1 Standardsprachliche Flexion?

Das Verb *beseitigen* (Bsp. 1) wird hier in der 3. Person Singular mit einem *-t*-Flexiv konjugiert (*beseitigt*). Zumindest denkbar wäre bei diesem Verb – nach dem weitgehenden Schwund der althochdeutschen Verbalklassen vornehmlich lautlich bedingt (vgl. SDS III, S. 28, 29; Weber 1984, S. 174) – auch ein basisdialektales, nicht-synkopiertes *-et*-Flexiv (*beseitiget*). Sollte es sich bei der synkopierten Variante um eine Neuerung handeln, ist jedoch nicht eindeutig entscheidbar, ob diese tatsächlich dem Einfluss der Standardsprache zugeschrieben werden kann, ist doch weder eine intradialektale Regularisierung noch eine interdialektale Kontakterscheinung zu Dialekten, welche die verbalen Paradigmen vereinheitlicht haben, völlig ausgeschlossen.

Der synthetische Imperativ, wie er in *volländ* (Bsp. 2) vorkommt, stellt in den schweizerdeutschen Dialekten den Normalfall dar (z. B. *mach, schriib, sing*). Bei drei- und mehrsilbigen Verben wird allerdings nach Fischer (1989, S. 275) der analytische Imperativ mit einer *tun*-Periphrase bevorzugt (*tue vollände*), was überdies auch bei Verben auf *-(e)le* (*sammle* ›sammeln‹) oder *-ne* (*rächne* ›rechnen‹) der Fall sein soll, die im Imperativ aus silbischen Gründen das Ausgangs *-e* behalten müssen. Der auf diese Weise eintretende Zusammenfall von Infinitiv (*rächne*) und Imperativ (*rächne*) wird gerne mit einem periphrastischen Imperativ umgangen (*tue das uusrächne* ›tu dies ausrechnen‹ statt *rächne das uus* ›rechne dies aus‹). Der synthetische Imperativ, wie er in diesem Werbetext vorkommt, ist dem Dialekt also nicht einfach fremd, sondern er scheint – anders als in der Standardsprache – nicht für alle Verben gleichermaßen gebraucht zu werden.

Der dialektale Plural *Linoolsüüre* (Bsp. 5) zeigt sich wie das standardsprachliche *Säuren* als eine Wortform der Deklinationsklasse schwacher Feminina, bei denen in den meisten schweizerdeutschen Dialekten Singular und Plural zusam-

menfallen (z. B. Sg./Pl. *Stube*). Bei einer Adjektivableitung auf *-i* (*Süüri* ›Säure‹) ist jedoch basisdialektal ein *-ene*-Plural (*Süürene* ›Säuren‹) zu erwarten.

2.2 Standardsprachliche Wortbildung?

Beim Verbalpräfix *be-* in *besiitigt* (Bsp. 1) ist in dieser lautlichen Umgebung eine Synkopierung des Vokals basisdialektal (vgl. synkopiertes *bsunders* ›besonders‹ im selben Werbespot). Da volle *be*-Präfixe im Dialekt jedoch bereits existieren, wenn auch in anderen Lautumgebungen wie etwa »immer vor Verschlusslauten« (Fischer 1989, S. 496) (*bedüüite* ›beweisen‹, *begüüre* ›begehren‹), so ließe sich hier wiederum – neben standardsprachlicher Übernahme – auch ein intradialektaler Ausgleich erwägen. Vergleichbare Beobachtungen lassen sich in Bezug auf das Präfix *ge-* anstellen (*genau* Bsp. 4b) vs. *gnüsse* ›genießen‹ (Bsp. 4d).

Die Existenz eines dialektalen Verbpräfixes *zer-* in *zergaat* (Bsp. 3) wird in den Bezugsgrammatiken in Abrede gestellt. Fischer (1989, S. 495) nennt beispielsweise *ge-*, *be-*, *ent-*, *er-* und *ver-* als Verbpräfixe (so auch Weber 1987, S. 361 f.; Suter 1976, S. 215). Im Zusammenhang mit *zer-* weist Fischer explizit darauf hin, dass *ver-* das hochsprachliche *zer-* zu ersetzen vermöge (vgl. *verbyssye* ›zerbeißen‹, *verbräche* ›zerbrechen‹, *vergöd* ›zergehen‹). Aus der Warte dieser Grammatik erweist sich *zer-* als standardsprachliches Wortbildungsmittel, das hier – obwohl eine genuin dialektale Alternative zur Verfügung stünde – als Präfix einer dialektal flektierten Verbbasis vorkommt.

2.3 Standardsprachliche Serialisierung?

Was die Serialisierung von verbalen Teilen in mehrgliedrigen Prädikaten angeht, so zeigt sich bei den Beispielen 4 die in der Standardsprache übliche zentripetale Anordnung von Infinitiven resp. Ersatzinfinitiven, die abhängig sind von *lassen* (4a), *werden* (4b) und Modalverben (4c; 4d). Im größten Teil der Deutschschweiz ist in diesen Fällen zentrifugale, aufsteigende Anordnung basisdialektal vorgesehen (z. B. *damit iri Famili cha überläbe, S neue Omo hämmer vo waare Experte la teschte*) (vgl. SDS Bd. III, Karten 262, 264). Zentripetale Abfolgen von Prädikatsteilen sind in den meisten Dialekten jedoch nicht unbekannt: In Nebensätzen sind die verbalen Wortformen zur Bildung analytischer Tempusformen zentripetal angeordnet (Typ: *weil sie gesungen hat, weil sie gereist ist*) (vgl. SDS Bd. III, Karte 261). Die zentripetale, absteigende Abfolge in den angeführten Beispielen kann somit nicht eindeutig standardsprachlichem Einfluss zugeschrieben werden.

Von der Flexion über die Wortbildung zur Serialisierung von Prädikatsteilen: Bis auf das Wortbildungspräfix *zer-* liefern die aufgefundenen Größen keine besonders starke Evidenz für standardsprachliche Provenienz, weil immer auch inter- oder intradialektale Einflüsse geltend gemacht werden können, die zu Ausdrucksstrukturen führen, die bereits dialektal verankert sind. Allerdings wirken sich alle diese Formen immer in einer Verringerung der formalen Distanz zwischen Dialekt und Standardsprache aus. Das Vorkommen von Varianten, die (auch) standard-

sprachlich sind, erweist sich als (einseitige) Advergenz in Richtung Standardsprache (zu Advergenz vgl. Mattheier 1996).

Gibt es nun Anhaltspunkte dafür, dass die erläuterten Größen doch dem Kontakt mit der Standardsprache zugeschrieben werden könnten? Eine mögliche Antwort auf diese Frage versprechen Betrachtungen über Charakteristika des Lexikons, dem in »Ausbaudialekten« (Kloss 1976) resp. »Kulturdialekten« (Haarmann 1975) eine zentrale Rolle zukommt.

3. Wörter und Wortformen als Vermittler zwischen Standardsprache und Dialekt

In den obigen Ausführungen ist die Frage von Übernahmen standardsprachlicher Lexeme in den Dialekt ausgespart worden. So ließe sich bei einem Verb wie *volländen* (Bsp. 2) argumentieren, es sei im Idiotikon nicht zu finden, wo dagegen ein – kaum mehr gebräuchliches – Verb *verenden* im Sinne von »vollenden« angeführt wird (vgl. Idiotikon Bd. I, Sp. 318). Beim Verb *besiitigen* (Bsp. 1) könnte der Hinweis im DWB angeführt werden, es handle sich um ein »neugebildetes, bei Adelung noch nicht stehendes Wort« (DWB s.v. *beseitigen*), um damit seine standardsprachliche Provenienz zu untermauern. Beim Verb *jucken* (Bsp. 5) könnte geltend gemacht werden, dass es diesen Ausdruck in Teilen der östlichen Schweiz gibt, allerdings mit der Bedeutung »(hinunter)springen«, während *biissen* (*beißen*) für »jucken« basisdialektal sei. Ähnliche Erwägungen ließen sich für eine ganze Reihe weiterer Lexeme anstellen, die in den obigen Beispielen gebraucht werden.

Auffindungsprozeduren, wie sie oben für den grammatischen Kernbereich zum Zuge gekommen sind, stoßen beim offenen System des Lexikons jedoch vollends an ihre Grenzen. Trennscharf zwischen einem dialektalen und einem standardsprachlichen Lexikon unterscheiden zu wollen, ist angesichts eines »Ausbaudialekts« (Kloss 1976) ein sinnloses Unterfangen, das den Gegebenheiten, wie sie sich in der Deutschschweiz mit ihrem weitgehend uneingeschränkten Dialektgebrauch zeigen, zuwider läuft.⁶ Mit Walter Haas (2004, S. 102) ist nämlich zu konstatieren:

Sprachliche Bedingung und Resultat des »Ausbaus« ist hier aber nicht eine feste Form (wie bei »Ausbausprachen«), sondern eine Technik, die es erlaubt, den H-[High Variety] Wortschatz auch in der L-Situation zu bewirtschaften und dennoch die Äußerungen für L [Low Variety] zu markieren.

⁶ Kloss (1976) konzipiert aufgrund sprachsoziologischer Kriterien ein Kontinuum zwischen einem »Normaldialekt« und einer »Ausbausprache«: Die Verwendung einer Sprachform in ihrer geschriebenen Form in verschiedenen Bereichen wird zur Messgröße für ihre »Entfaltungsstufe«. »Der Normaldialekt steht in sprachsoziologischer Hinsicht am einen Ende eines Kontinuums, an dessen anderem Ende die Ausbausprache steht. Denn wie es eine linguistische Mindest-Distanz gibt, die eine Sprache von der nächst-verwandten Sprache trennen muß, damit sie als Abstandsprache gelten kann, so auch einen Mindestgrad des Ausbaus, den eine Sprachform erfahren muß, um als Ausbausprache gelten zu dürfen und nicht als Dialekt. Und es gibt zahlreiche Zwischenstufen, auf denen eine Sprachform zwar weniger ausgebaut ist als eine Ausbausprache, aber mehr als ein Normaldialekt« (Kloss 1976, S. 313).

Potential haben. Konzeptionelle Schriftlichkeit in dialektaler Realisierungsform zeichnet sich auf der lexikalischen Ebene also gerade dadurch aus, dass hier ein größerer Anteil des Wortschatzes mit der Standardsprache übereinstimmt als dies bei konzeptioneller Mündlichkeit der Fall wäre.

Die Technik, die den in der koexistierenden Standardsprache greifbaren Wortschatz für den Dialektgebrauch formal aufbereitet, kann man nun an einigen Werbetexten als Umsetzungsverfahren quasi *in vivo* beobachten. Einige TV-Spots nämlich liegen in zwei Fassungen vor, in einer Version für bundesdeutsche und in einer Fassung für Deutschschweizer Medien, was angesichts länderübergreifender Werbekampagnen für international lancierte Produkte keinesfalls eine Seltenheit ist (vgl. Wyss 1998, S. 207 ff.). Die Möglichkeit einer solchen Gegenüberstellung lässt nun den in Abschnitt 2 erläuterten Imperativ (*volländ*) neu beurteilen. Dem Werbespot in seiner dialektalen Version *volländ bitte de Satz* (Bsp. 2) steht ein Werbespot in standarddeutscher Version *vollende bitte diesen Satz* gegenüber. Der standardsprachliche Spot und die Dauer der Artikulationsbewegungen der Trickfilmfigur legen hier eine Wort-für-Wort-Umsetzung in den Dialekt nahe und führen zur fraglichen verbalen Wortform *volländ*. Die Form *volländ* genügt den lautlichen Gegebenheiten des Dialekts; durch die Apokopierung des auslautenden *e* wird zudem ein dialektal potentiell möglicher, wenn auch bei diesem Verb wohl nicht idealer, Imperativ realisiert.

Zur Produktpreisung im Werbespot für Omo (Bsp. 1) *S neue Omo mit de äggstra Wöschkraft vo Fläckeentfeerner besiigt au bsunders hartneckigi Fläcke* gibt es das – partiell übereinstimmende – bundesdeutsche Gegenstück *Mit der neuen extra Waschkraft von Fleckenentfernern ist Omo jetzt noch stärker bei hartnäckigen Flecken*. Dieses Beispiel macht deutlich, dass die strukturellen Gegebenheiten des Dialekts bei der »Bewirtschaftung« der Lexikoneinheiten eine unterschiedliche Rolle spielen. Die Flexion des Adjektivs *hartnäckig* entspricht der Grammatik des Dialekts; das komplexe Lexem selbst scheint über eine bloße »Laut-Strategie« an den Dialekt adaptiert worden zu sein, die zwar eine mögliche dialektale Lautung erzeugt, nicht aber berücksichtigt, dass beim Adjektiv *hart* in den meisten Deutschschweizer Dialekten ein morphemgebundener Umlaut (*hert*) zu erwarten wäre. Bei *Waschkraft* wird anders, nämlich mit einer »Morphem-Strategie« verfahren: Hier werden die morphemgebundenen dialektalen Lautungen für *waschen* (*wäsche*) resp. *Wäsche* (*Wösch*) einer bloß lautlichen Umsetzung als *Wasch(chraft)* vorgezogen. Für die Dialektversion wird die morphemgebundene Lautung *Wösch(chraft)* gewählt. Dies stellt dem standardsprachlichen Verbalkompositum zwar ein dialektales Nominalkompositum gegenüber, erzeugt hier im Unterschied zu *hart(neckig)* jedoch eine für das lexikalische Morphem authentische dialektale Lautung.

Beim nachfolgenden Slogan zeigt sich ebenfalls eine Orientierung an der spezifischen morphemgebundenen Lautung eines Dialektlexems: vgl. *Giotto: Nichts schmeckt besser zum Kaffee* vs. *Giotto: Nüüt schmöckt besser zum Kafi*. Was sich auf den ersten Blick wie eine lautlich und morphologisch optimale Umsetzung ausnimmt, erweist sich bei näherem Besehen als Resultat einer ausdrucksseitigen Orientierung an einem dialektalen Kognaten, die zu dessen Bedeutungsweite-

ung führt. Das Verb *schmecken*, das im Dialekt ausschließlich ›riechen‹ bedeutet (oder bedeutete), erhält hier die bisher nur standardsprachliche Inhaltskomponente ›schmecken‹. Bei den (ehemals) bedeutungsdifferenten »falschen Freunden« *schmecken/schmöcken* erweist sich das Dialektwort durch den Kontakt mit dem Standardwort als empfänglich für dessen Bedeutung (zu unterschiedlichen Formen der Entlehnung vgl. Seebold 1981, S. 197–206).

Die Abhängigkeit von einer materiell existierenden standardsprachlichen Vorlage kann also in einigen Fällen dazu führen, dass »irgendwie Dialekt« erzeugt wird, der teilweise vom Basisdialekt abweicht oder zu (bisher) unüblichen Wortformen wie *volländ* führt.

Eine solch direkte Vorlageabhängigkeit kann jedoch nicht in jedem Falle geltend gemacht werden. So findet sich zum Werbetext (Bsp. 3), in dem das nicht-basisdialektale Präfix *zer-* auffällt, keine standardsprachliche Parallelversion. Allerdings ist es ein Leichtes, in medizinischen Produktinformationen genau die fragliche Formulierung quasi als standardsprachlichen Textbaustein zu finden, vgl.

Die Schmelztablette zergeht ohne Wasser sekundenschnell auf der Zunge und hinterlässt einen angenehmen Minzgeschmack.¹⁰

Ebenso findet sich *Uuswaal a Markebrülle* (Bsp. 6) als standardsprachliches Präfabrikat wiederkehrend in der Printwerbung der Firma Visilab:

auf eine grosse Auswahl an Markenbrillen 50 % SONDERVERKAUF¹¹

Dass solche Formate bei der Ausarbeitung von Werbetexten sogar in schriftlicher und damit standardsprachlicher Form vorliegen, ist nicht ausgeschlossen. Aufgrund der individuellen Verfügbarkeit von Dialekt und Standardsprache, wie sie in einer ausgebauten Diglossie gegeben ist, ist jedoch psycholinguistisch von bivariärer Kompetenz der Sprecherinnen und Sprechern auszugehen (die dann z. B. auch das problemlose Verstehen von *schmöcken* i. S. v. ›schmecken‹ garantiert). Die Sprecherinnen und Sprecher verfügen über die beiden Sprachformen Dialekt und Standardsprache, und die standardsprachlichen Lexeme, Phraseolexeme, aber auch Wortformen stehen ihnen jederzeit auch als quasi immaterielle, mentale Vorlagen zur Verfügung. So kann man die Vollform des Verbalpräfixes *be-* in *besittigt* gerade deswegen als Resultat einer standardsprachlichen Integration in den Dialekt betrachten, weil diese nicht lautlich konditioniert ist, sondern sich als lexikalisch gebunden zeigt (*besittigt* vs. *bsonders*).

Der Abgleich von standardsprachlichen und dialektalen Versionen vergleichbarer Werbespots erbringt eine gewisse empirische Evidenz dafür, dass gewisse nicht-basisdialektale Varianten des grammatischen Kernbereichs, die mit den standardsprachlichen Entsprechungen übereinstimmen, wohl der »Bewirtschaftung« standardsprachlicher Lexeme und Wortformen für den Dialekt geschuldet sind.

¹⁰ <http://www.medizininfo.de/pressemitteilungen.php?woche=10.11.2010&pressemitteilung=Levitra+kommt+als+10mg+Schmelztablette+auf+den+Markt+xt>

¹¹ www.visilab.ch

Zwar zeigen die fraglichen Größen unabdingbare dialektale Markierungen (in *be-sittigt* muss zwingend die lautliche Entsprechungsregel »standardsprachliches *ei* ~ dialektales *ii*« angewandt werden), allerdings sind gewisse Abstriche in Bezug auf eine optimale inhalts- und ausdrucksseitige Integration in den Dialekt möglich. Solche suboptimalen Integrationen (Christen 2000) beeinträchtigen die Zuweisung zum Dialekt nicht, sie scheinen im Gegenteil sogar gewisse standardsprachliche Varianten des grammatischen Kernbereichs im Dialekt »salonfähig« zu machen und sich – vorerst? – lexemgebunden zu verfestigen. So ist die nicht-synkopierte Form *bestryte* »bestreiten« bei Fischer (1989, S. 496) als Dialektwort aufgenommen, verrät aber seiner Ansicht nach »schriftdeutsche Herkunft«; bei Marti (1985, S. 209) fungieren Verben mit vollem Präfix wie *bedütte* »bedeuten« als »Lehnwörter« und sind damit akzeptierter Bestandteil des dialektalen Lexikons.

Die »Bewirtschaftung« standardsprachlicher Lexeme für den dialektalen Gebrauch bietet sich als Mittel des intensiven Dialektausbaus auch auf syntaktischer Ebene an. Ist für dialektale Werbetexte ein konzeptionell schriftlicher Modus vorgesehen, kommen (relativ) komplexe Sätze mit (relativ) komplexen Nominalgruppen zum Zuge. Die in der Standardsprache vorhandenen Funktionswörter, die syntaktisch als semantisch differenzierende Konjunktionen oder als rektionsbedingte Präpositionen wirksam werden, werden für den Dialekt nutzbar gemacht und lautlich adaptiert (*damit ich mis Läbe gnüsse cha* [Bsp. 4d] *Uuswaal a Markebrülle* [Bsp. 6]). Ob die Serialisierung von Prädikatsteilen (Beispiele 4) ebenfalls der Standardsprache als Vorbild für konzeptionelle Schriftlichkeit geschuldet ist, kann bloß vermutet werden.

4. Paradigmatische intradialektale Variation oder syntagmatischer Varietätenwechsel?

Die durch Abgleich mit basisdialektalen Bezugsgrammatiken als standardsprachlich identifizierte Größen wurden bisher – weil sie in intendiertem Dialekt vorkommen – als dem Dialekt zugehörig betrachtet und als Nebeneffekt der (nicht vollständigen) standardsprachlichen Integrationen in den Dialekt gedeutet. Aus paradigmatischer Sicht wirkt sich dieser Nebeneffekt in einer Ausweitung des dialektalen Variationsraumes um Größen aus, die nun sowohl zur Standardsprache als auch zum Dialekt gehören. Für das Auseinanderhalten der beiden Sprachformen haben diese den entschiedenen Mangel, dass sie als isolierte Größen nicht eindeutig dem Dialekt oder der Standardsprache zuzuordnen sind. Dieses Kriterium des varietären Orientierungspotentials im Nebeneinander von Dialekt und Standardsprache zieht Ingrid Hove (2008) heran, um drei Variantentypen zu unterscheiden. Varianten mit der Charakteristik, gleichermaßen auf beide Sprachformen zu verweisen, nennt Ingrid Hove (2008) »ambig« und grenzt diese von einem Variantentyp ab, der eindeutige Dialektvarianten (z.B. Affrikata [kx], Diminutivsuffix *-li*, Lexem *öppis* oder *eswas*) und von einem Variantentyp, der eindeutige Standardvarianten (z.B. [ç]-Laut, Diminutivsuffix *-chen*, Lexem *etwas*) umfasst.

Die Phänomene, wie sie hier exemplarisch vorgestellt wurden, vergrößern die Menge der ambigen Varianten. Gleichzeitig verlieren in Texten, wie sie in der Werbung häufig vorkommen, Elemente, die eine eindeutige Zuweisung zum Dialekt erlauben, an potentieller Auftretenshäufigkeit. Die zunehmende Zahl an Größen, die sowohl dialektal als auch standardsprachlich sind, mag dem Alltagsurteil eines »verschwommenen Dialekts« Vorschub leisten.

Die Qualifizierung der besprochenen Phänomene als dem Dialekt zugehörig wurde durch den Umstand legitimiert, dass die hier betrachteten TV-Spots aus emischer Perspektive zweifelsfrei dem Dialekt zugeschlagen werden. Dieser paradigmatischen Sicht der Sachlage, wonach der dialektale Variantenraum um quasi erlaubte standardsprachliche Varianten erweitert wird, die damit zu ambigen Varianten werden, mögen sich freilich nicht alle anschließen: Für Dialektpfleger (vgl. Zitat in Abschnitt 1) handelt es sich bei den hier interessierenden Größen um standardsprachliche Größen, die keineswegs als dialektal gelten können oder dürfen, sondern zu einem »Gemisch« führen. Diese Metapher legt eine Sicht nahe, wonach die Varietäten nicht mehr auseinander gehalten werden und im syntagmatischen Verlauf ein dauernder Wechsel zwischen den Sprachformen Dialekt und Standardsprache vollzogen wird. Nimmt man diesen Standpunkt ein und betrachtet die hier interessierenden Werbetexte syntagmatisch als in der Zeitlichkeit verlaufende Äußerungsketten, so zeigt sich aus der ethischen Perspektive der Sachverhalt, dass nicht an jeder Stelle der Äußerungskette aufgrund formaler Kriterien punktuell entschieden werden kann, ob man sich im Dialekt oder in der Standardsprache befindet. Das ist den bei Hove als ambige Größen bezeichneten Phänomenen geschuldet, die – wenn sie gleichzeitig die Laut- und die Morphemebene betreffen – Pieter Muysken (1997; 2000) auf Zeichenebene als »homonyme Diamorphe« bezeichnet. Im Redeverlauf gibt es etwa in Beispiel 5 einige »homonyme Diamorphe«, solche die eher auf die Verwandtschaft von Dialekt und Standardsprache zurückgehen (z. B. *schlimm*, *hilft*) und solche, die eher auf eine gemeinsame »Bewirtschaftung« auf dem späteren oder jüngsten sprachhistorischen Weg zurückgehen (z. B. *überall*, *Grund*, *eggstreem*, *Drogerii*¹²). Neben diesen homophonen Diamorphen gibt es einerseits die zahlreichen lexikalischen Größen, die zwar lautliche und morphologische Kennzeichnungen des Dialekts enthalten, aber einem lexikalischen Variantentyp angehören, der im Sinne von Hove ambig ist (z. B. *chalt*, *Jaarezzeit*, *Huutpartie*, *Huutbarriere*, *undicht*, *Huutmilch*, *Linoolsiüre*). Andererseits gibt es aus basisdialektaler Warte (relativ) eindeutige standardsprachliche Morpheme wie den – lautlich adaptierten – *e*-Plural in *Linoolsiüre* und eindeutige dialektale Morpheme (*isch* ›ist‹, *d* ›die‹). Die Kookkurrenz von vielen homophonen Diamorphen, zahlreichen ambigen Lexemen, eindeutig standardsprachlichen Morphemen und eindeutig dialektalen Morphemen lässt die berechtigte Frage zu, ob wir hier nicht von einem besonderen formalen Typ von Varietätenwechsel auszugehen haben,

¹² Eine Homophonie ist hier nur bei Dialekten gegeben, deren Vokalqualitäten mit jenen der Standardsprache übereinstimmen. Bei Dialekten beispielsweise, die gesenkte Vokale haben (und *überall*, *Grund* lautieren), dürften homophone Diamorphe selten sein.

der die in Kontakt stehenden Varietäten zunehmend ähnlich werden lässt und ihr Auseinanderhalten verunmöglicht. Da Pieter Muysken (2000) »Congruent lexicalization« (nachfolgend: kongruente Lexikalisierung) als einen formalen Typ von Code-switching¹³ konzipiert, bei dem die formalen Grenzen zwischen Varietäten verwischt werden, ist zu fragen, ob die kongruente Lexikalisierung eine adäquate Modellierung der hier interessierenden Erscheinungsformen liefert.

Peter Muysken sieht – neben Alternation und Insertion¹⁴ – mit der kongruenten Lexikalisierung einen formalen Typ von intrasententiellem Code-switching vor, den er wie folgt definiert: »The grammatical structure is shared by languages A and B, and words from both languages a and b are inserted more or less randomly« (Muysken 2000, S. 8).

Während die Bedingung einer geteilten syntaktischen Struktur im Falle von Dialekt und Standardsprache bei den allermeisten Syntagmen erfüllt sein dürfte, soll unten auf den Aspekt der (mehr oder weniger) zufälligen Provenienz lexikalischer Größen eingegangen werden.

Vorerst wird eines der angeführten »diagnostic features« (Muysken 2000, S. 230) thematisiert, das den Typ der kongruenten Lexikalisierung auffindbar machen soll und diesen sowohl von Alternation als auch von Insertion unterscheidet¹⁵. Für kongruente Lexikalisierung macht Muysken »bidirectional code-mixing« (2000, S. 132) geltend, das einer fehlenden Matrixsprache geschuldet ist (wozu homonyme Diamorphe Vorschub leisten) und in einem früheren Aufsatz unter dem Terminus »bidirectionality« (als »the absence of a clearly defined matrix language«, Muysken 1997, S. 371) begrifflich gefasst wurde.

Eine Matrix-Varietät ist in den Werbetexten freilich insofern immer vorhanden, als erstens ein Minimum an Lautintegration geleistet werden muss und es zweitens obligatorische und quasi unantastbare dialektale »functional elements« (Muysken 2000, S. 154 ff.) im Sinne freier und gebundener grammatischer Morpheme gibt. Diese Größen, die immer eindeutig dem Dialekt angehören, desambiguieren im spezifischen Kontext die homonymen Diamorphe und schlagen sie dem Dialekt zu (z. B. *de/dr+Grund+...* zum Dialekt, dagegen *der+Grund+...* zur Standardsprache). Dass die homonymen Diamorphe (wie *Grund*) nicht wenigstens zu temporär-

¹³ Die soziolinguistische Einbettung von Code-Wechsel-Phänomenen lässt Muysken (1997, S. 364) nicht außer Acht, sie bilden für ihn den Hintergrund, der den einen oder anderen Typ von Code-Wechsel begünstigt – so sind Dialekt-Standard- und Post-Kreol-Kontinua für ihn Konstellationen, in denen kongruente Lexikalisierung vorkommen kann. Kongruente Lexikalisierung ist bei bilingualen Sprechern anzutreffen, deren Varietäten das gleiche Prestige haben und für die es keine Tradition des Getrennthaltes der Varietäten gibt.

¹⁴ »Insertion« ist ein intrasententielles Code-switching, bei dem »a single constituent B (with words b form the same language) is inserted into a structure defined by language A, with words a of that language« (Muysken 2000, S. 7). »Alternation« ist ein intrasententielles Code-switching, bei dem »a constituent from language A (with words from the same language) is followed by a constituent from language B (with words from that language). The language of the constituent dominating A and B is unspecified« (ebd., S. 7f.).

¹⁵ Daneben gibt es Charakteristika, die kongruente Lexikalisierung mit der Insertion nicht aber mit der Alternation gemeinsam hat und umgekehrt mit der Alternation, nicht aber mit der Insertion.

rer varietärer Orientierungslosigkeit führen, sondern genau der einen oder anderen Sprachform zugewiesen werden, ist dabei nicht strukturell, sondern pragmatisch begründet. Da die Sprecherinnen und Sprecher einer Ideologie getrennter Varietäten anhängen, die intrasituativ nicht gewechselt werden dürfen, geht ambigen Elementen ein Verunsicherungspotential ab und sie verleiten auch nicht dazu, in die andere Varietät zu wechseln.

Das faktische Ähnlicher werden von Dialekt und Standard, wie es sich im intendierten Dialekt der Werbetexte zeigt, tangiert offenbar den Bereich der hochfrequenten dialektalen »functional elements«, wie etwa Artikelwörter oder Auxiliärverben, nicht. Wenn standardsprachliche »functional elements« in den Werbetexten erscheinen, handelt es sich bei den freien Morphemen um Konjunktionen oder um grammatikalisierte Präpositionen. Letztere erscheinen – in dialektaler Lautung – rektionsbedingt zusammen mit bestimmten Lexemen (*Uuswaal a Markebrülle*), erstere zur semantischen Differenzierung von Nebensätzen (*Damit iri Famili überläbe cha*), typischerweise in relativ komplexen Syntagmen. Bei den gebundenen Morphemen sind es (bereits relativ »lexikonnahe«) Wortbildungsmittel und an spezifische Wortformen gebundene flexivische Besonderheiten (wie bei *Süüre*), die standardsprachlich bedingt sind.

Die Matrixsprache Dialekt wird also durch gewisse obligatorische Lautadaptationen einerseits und durch funktionale Elemente andererseits konstituiert: »Functional elements form the structural backbone of the clause« (Muysken 2000, S. 154). Allerdings ist diese Festlegung, die der Grammatik vor dem Lexikon eine Vorrangstellung einräumt und sich auf den ersten Blick wie ein ausschließlich etisch-strukturelles Kriterium ausnimmt, letztlich eine theoriegebundene resp. emische Entscheidung, der Linguistinnen und Linguisten und weitgehend auch die Deutschschweizer Sprechergemeinschaft anhängt.

Im Zusammenhang mit den lexikalischen Einheiten muss schließlich eingeräumt werden, dass die »Zufälligkeit«, mit der bei kongruenter Lexikalisierung die Lexeme aus der einen oder anderen Varietät ins Spiel kommen, nicht in vollem Umfang gegeben ist und »irgendwie Dialekt« in lexikalischer Hinsicht zu relativieren ist. Nicht das gesamte standardsprachliche Lexeminventar kann in dialektaler Realisierungsform erscheinen. Während *jucken* das basisdialektale Verb *beißen* »jucken« ergänzen kann, erlauben gewisse dialektalen Simplizia die Integration ihrer standardsprachlichen Heteronyme offenbar nicht, vgl. folgenden Werbeslogan:¹⁶

Kindermilchschnitte ist leicht und reicht vs. Chindermilchschnitte isch liecht und langet.

Man sieht, dass in der dialektalen Entsprechung das Verb *reichen* mit dem dialektalen Heteronym *langen* wiedergegeben wird. Offenbar wird selbst eine lautlich

¹⁶ Als sehr bekannte Beispiele können hier die Simplex-Verben *losen* »hören, zuhören« und *luegen* »schauen, blicken« genannt werden, deren standardsprachliche Pendanten nicht für den Dialekt nutzbar gemacht werden können (**höre*, **schaue*). Anders verhält es sich allerdings bei komplexen Bildungen (z. B. *Zuehööreri* »ZuhörerIn«, *Zueschauer* »Zuschauer«, wo sich die standardsprachlichen Heteronyme einer Adaption via »Lautstrategie« nicht verschließen).

angepasste Variante von *reichen* nicht für »mögliches« Schweizerdeutsch gehalten (zu einem Reim mit *liecht* kommt es so oder so nicht). Es mag sich um relativ wenige Lexeme handeln, bei denen das standardsprachliche Heteronym außen vor bleiben muss. Durch welche Eigenschaften sich diese Lexeme auszeichnen, muss einer weiteren Untersuchung vorbehalten bleiben. Für die vorliegende Fragestellung ist von Wichtigkeit, dass sie die Menge an »unantastbaren« Elementen vergrößern, die sonst eher dem funktionalen Bereich angehören.

Das Vorhandensein einer Matrixsprache, die sich in funktionalen Elementen sowie in unabdingbaren Lautadaptationen manifestiert, und die fehlende Beliebigkeit der Provenienz lexikalischer Größen sprechen insgesamt eher dagegen, den Dialekt in den Werbespots als kongruente Lexikalisierung charakterisieren zu wollen.

5. Dialektale Werbesprache: Verschwommener Dialekt?

Die dialektalen Werbetexte bestätigen ihren Ruf als »Einfallstore« für die Standardsprache dadurch, als die Texte sich in lexikalischer Hinsicht kaum von standardsprachlichen Entsprechungen unterscheiden. Dies ist in vielen Fällen wohl dem Umstand geschuldet, dass von der Folie eines tatsächlich vorhandenen standardsprachlichen Werbetextes eine Dialektversion abgeleitet wird oder dass mit einer bestimmten Wortwahl der Duktus konzeptioneller Schriftlichkeit erzeugt werden soll. Diese Lexeme, in der Standardsprache und im Dialekt gleichermaßen genutzt, werden zwar mithilfe von Laut- und Morphemstrategien in den Dialekt eingepasst; offenbar müssen hier aber nicht alle basisdialektalen Regeln vollumfänglich zum Zuge kommen. Die Lexeme und Wortformen erweisen sich damit als eigentliche Schlüsselstellen für Integrationen standardsprachlicher grammatischer Größen in den Dialekt und führen in intendiertem Dialekt zu Wortformen wie *besüitigt* oder *zergaat*. Der Stellenwert, den solche Wortformen in Bezug auf die Dialektnorm haben, ist wohl unterschiedlich einzuschätzen. Die konsultierten Dialektgrammatiken lassen in Bezug auf das *be*-Präfix annehmen, dass die Vollformen bei bestimmten Lexemen bereits seit geraumer Zeit üblich geworden sind. Die *be*-Bildungen legen dabei nahe, dass die formale Ausprägung des Präfixes mit zum lexikalischen Eintrag gehört und die synkopierten Formen gar nur beim dialektalen Kernwortschatz korrekt sind; *besüitige*, *beherrsche*, *beraate* sind (eher) richtig, *bsüitige*, *bherrsche*, *braate* sind (eher) falsch; *besueche*, *behalte*, *berichte* sind falsch, *bsueche*, *bhalte*, *brichte* sind richtig.

Während es beim *be*-Präfix um die Lautadaptation eines Wortbildungsmittels geht, das als solches zur Grammatik des Dialekts gehört, macht das Beispiel *zergaat* deutlich, dass via Lautadaptationen auch »neue« Wortbildungsmittel im Dialekt erscheinen können. Ob sämtliche standardsprachlichen *zer*-Verben (*zerbrechen*, *zerreißen*, *zerreden* usw.) im Dialekt erwartbar sind oder gar üblich werden, müssten weitere Untersuchungen zeigen. Das schiere Vorkommen der *zer*-Wortform in einem dialektal intendierten Werbetext macht jedenfalls deutlich, dass die

Lautadaptation nicht nur bei lexikalischen Morphemen, sondern auch bei Wortbildungsmitteln zumindest als »irgendwie Dialekt« toleriert wird.

Die Häufigkeit der in der Werbung anfallenden Lexeme, die von der Standardsprache und dem Dialekt gemeinsam genutzt werden, erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass standardsprachliche Kontakterscheinungen vorkommen. Der dialektale Variantenraum, der dadurch in bestimmten Werbetexten aufgespannt wird, zeigt mehr Gemeinsamkeiten mit der Standardsprache, und – ohne, dass die Trennung zwischen den Varietäten aufgegeben würde – wird der Umfang an Größen, welche die dialektale Varietät eindeutig anzeigen, kleiner und der Dialekt damit »verschwommener«. Die alltagsweltliche »Tendenz zu Verurteilung und Warnung vor Werbung [...] im Hinblick auf den drohenden Verfall der Sprache durch schlechtes Beispiel« (Janich 2001, S. 14) könnte genau in diesem Sachverhalt begründet liegen.

Summary

Kinda dialect? Intended Dialect in the Contact Zone Between Dialect and Standard Language

Dialect advertising texts are not considered to pay specific attention to their basic dialect; they rather use language as a means to an end. The present study examines to what extent non-basic dialect, standard parameters are used in dialect TV advertisement. The standard variables of word formation and inflection emerged in the data suggest that they make their way to the dialect through standard lexemes or word forms and are also bound to those. Lexemes originating from the standard are not unusual in a »ausgebaute Diglossie« (Haas 2004). It is the »Ausbaudialekt« (Kloss 1976) which enables and also nourishes all the verbalization needs with the standard lexicon, if necessary. Merely phonetic and morphological adaptations are required in order to realize and label the lexemes as dialect. The arguable standard variables thereby seem to be explicable as accepted concomitants to some realization processes taking place only partially.

This paper considers whether an expansion of dialectal variants can be assumed, or rather a code alternation in terms of congruent lexicalization (Muysken 2000) is at hand. Especially the constantly present matrix-variety is quite an argument for the former.

Literatur

- Ammon, Ulrich u.a.: *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin/New York 2004.
- Burger, Harald/Häcki Buhofer, Annelies: *Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache*. Bern/New York 1994.
- Christen, Helen: *Der Gebrauch von Mundart und Hochsprache in der Fernsehwerbung*. Freiburg i. Ü. 1985.
- Christen, Helen: »Standardsprachliche Varianten als stilistische Dialektvarianten?«. In: Häcki Buhofer, Annelies (Hg.): *Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte*. Tübingen/Basel 2000, S. 245–260.
- Christen, Helen /Guntern, Manuela/Hove, Ingrid/Petkova, Marina: *Hochdeutsch in aller Munde. Eine empirische Untersuchung zur gesprochenen Standardsprache in der Deutschschweiz*. Stuttgart 2010.

- DWB = *Deutsches Wörterbuch* (1954–1960). Leipzig.
- Fischer, Ludwig: *Luzernerdeutsche Grammatik. Mit einem Anhang zur Neuauflage 1989 von Walter Haas*. Hitzkirch 1989.
- Gysi, Céline (unveröff.): *Mundart und Standardsprache in der Fernsehwerbung*. MA-Seminararbeit. Freiburg i. Ü. 2011.
- Haarmann, Harald: *Soziologie und Politik der Sprachen Europas*. München 1975.
- Haas, Walter: »Die Sprachsituation in der deutschen Schweiz und das Konzept der Diglossie«. In: Christen, Helen (Hg.): *Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum*. Wien 2004, S. 81–110.
- Hemmi, Andrea: »Es muss wirksam werben, wer nicht will verderben«. *Kontrastive Analyse von Phraseologismen in Anzeigen-, Radio- und Fernsehwerbung*. Bern 1994.
- Hove, Ingrid: *Die Aussprache der Standardsprache in der deutschen Schweiz*. Stuttgart 2002.
- Hove, Ingrid: »Zur Unterscheidung des Schweizerdeutschen und der (schweizerischen) Standardsprache«. In: Christen, Helen/Ziegler, Evelyn (Hg.): *Sprechen, Schreiben, Hören. Zur Produktion und Perception von Dialekt und Standardsprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts*. Wien 2008, S. 63–81.
- Idiotikon = *Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache*. Frauenfeld, S. 1881 ff.
- Janich, Nina: *Werbesprache*, 2. Aufl. Tübingen 2001.
- Kloss, Heinz: »Abstandssprachen und Ausbausprachen«. In: Göschel, Joachim/Nail, Norbert/van der Elst, Gaston (Hg.): *Zur Theorie des Dialekts*. Wiesbaden 1976, S. 301–322.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf: »Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte«. In: *Romanistisches Jahrbuch* 36. Berlin/New York 1985, S. 15–43.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf: »Schriftlichkeit und Sprache«. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*, Bd. 1. Berlin/New York 1994, S. 587–604.
- Kolde, Gottfried: *Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten*. Wiesbaden 1981.
- Marti, Werner: *Berndeutsch-Grammatik*. Bern 1985.
- Mattheier, Klaus J.: »Varietätenkonvergenz: Überlegungen zu einem Baustein einer Theorie der Sprachvariation«. In: *Sociolinguistica* 10 (1996), S. 31–52.
- Muysken, Pieter: »Code-switching processes: Alternation, insertion, congruent lexicalization«. In: Pütz, Martin (Hg.): *Language choices: Conditions, Constraints and Consequences*. Amsterdam 1997, S. 361–380.
- Muysken, Pieter: *Bilingual Speech. A Typology of Code-Mixing*. Cambridge 2000.
- Oglesby, Stefan: *Mechanismen der Interferenz zwischen Standarddeutsch und Mundart in der Schweiz*. Bern 1991.
- SDS = *Sprachatlas der deutschen Schweiz (1962–1997)*. Bern.
- Seebold, Elmar: *Erymologie. Eine Einführung am Beispiel der deutschen Sprache*. München 1981.
- Suter, Rudolf: *Baseldeutsch-Grammatik*. Basel 1976.
- Weber, Albert: *Zürichdeutsche Grammatik*, 3. Aufl., Zürich 1987.
- Wyss, Eva Lia: *Werbespot als Fernsehtext. Mimikry, Adaption und kulturelle Variation*. Tübingen 1998.

[Sämtliche Internetzugriffe datieren von Januar 2012.]